

Logos, Telos, Energeia.

Statische und dynamische Seinsbetrachtung.

Von Caspar Nink S. J.

Das Seiende schließt seinem formalen Sinn und Inhalt nach die Hinordnung oder Beziehung auf das Wirklichsein oder Dasein ein; es ist etwas, dem Dasein (der Möglichkeit oder Wirklichkeit nach) zukommt. Als logisches Prius gegenüber seinem Wirklichsein beinhaltet es die innere Möglichkeit, Fähigkeit und Geeignetheit zu existieren.

Dies ist die Definition des Seienden auf Grund des erkenntnistheoretischen Realismus, die sich auf ausnahmslos alles Seiende erstreckt. Seinsformen eines außer- und über-individuell Seienden gibt es *als solche*, unabhängig von unserm abstrahierenden menschlichen Denken, nicht. Wenn von rein logischen oder mathematischen Sinngehalten, rein formalen Bedeutungs- und Geltungseinheiten die Rede ist, handelt es sich um *Seinsgehalte* und -beziehungen, die in der rein formalen Betrachtung vom *abstrahierenden* menschlichen Verstand zwar für sich allein festgehalten werden, in sich selber aber nur in Realidentität mit andern Bestimmungen möglich sind. Logischer Gehalt ist sinnvoller Seinsgehalt. Echte Begriffsanalyse ist logische Sachanalyse.

Der formale Sinngehalt des Seienden ist in seine Elemente und ihre Zusammenhänge auseinanderzulegen. Dabei werden wir sehen, daß das Seiende als solches und darum jedes Seiende einen sinnvoll-zielbestimmten Wertgehalt, statische und dynamische Sachverhalte hat; derart, daß die Sinnhaftigkeit, Wert- und Zielbestimmtheit *Grundcharaktere, innerliche Attribute* des Seienden als solchen sind¹, daß sie deshalb nur in der abstrahierenden Betrachtung getrennt werden können, während sie in der Sache selber absolut unzertrennlich in ihrer inneren Ordnung verbunden sind.

I. Intelligibilität.

In der Seinsdefinition spricht sich die Sinnhaftigkeit und Begreifbarkeit des Seienden aus. Das Seiende als solches ist ein Subjekt, in dem zwei innere konstitutive Prinzipien, *Wesenheit* und *Dasein*, zu unterscheiden sind. Es ist also eine Einheit, die notwendig eine Mehrheit aufweist, und zwar eine Mehrheit von Elementen, die *in ihrer Mehrheit* sowohl

¹ Die Transzendentalien unum, verum, bonum sind Wesensattribute des Seienden und ihm innerlicher als die *propria entis* oder die aus seinem Wesen *folgenden* Eigentümlichkeiten.

verschieden, wie auch *identisch* sind, derart, daß in dieser Identität der Unterschiedenen eine innere *Ordnung* besteht. Wichtige Grundbegriffe sind somit im Seienden als solchem enthalten, in erster Linie die Begriffe der *Identität und Ordnung*.

Identität ist ihrem ursprünglichen Sinn nach immer Identität formal Unterschiedener, Identität in der formalen Verschiedenheit oder Andersheit. Das Seiende, das Subjekt, das eine Wesenheit hat, *ist* entweder existent oder *kann* existent sein. Wesenheit und Dasein sind zwar nicht selbst Seiende, andererseits nicht Nichts, noch ein Mittleres zwischen dem Seienden und Nichts, sondern innere, seinshafte, das Seiende als solches konstituierende Prinzipien, die in innerer, nicht umkehrbarer Korrelation einander zugeordnet sind. Immer sind sie irgendwie verschieden im Seienden und *in ihrer formalen Verschiedenheit zugleich real identisch* (innerlich notwendig real identisch in Gott, nur tatsächlich real identisch im kontingent Seienden). Identität besagt also in ihrem ursprünglichen Sinn wesentlich mehr als Übereinstimmung der Sache mit sich selbst oder das tautologische „Sein ist Sein“, „A ist A“ — in *dieser* Aussage bleibt die dem Seienden als solchem wesentliche innere Struktur und Gliederung unberücksichtigt —, sondern Identität ist ein mit dem Seienden unzertrennlich gegebener transzendentaler Grundbegriff und besagt die jedem Seienden innerliche und nicht weiter rückführbare Grundbeziehung: Identität in der formalen Verschiedenheit (im relativen Gegensatz) der inneren Seinsprinzipien, Identität zwischen ens und actus entis². Omne ens est unum. Jedes Seiende ist eines, enthält

² Weil kein philosophischer Grundbegriff für sich allein in seinem Sinn bestimmt werden kann, sondern in innerem Zusammenhang steht mit allen andern Grundbegriffen, so werden auch der Begriff und Satz der Identität verschieden gefaßt in den verschiedenen philosophischen Systemen. Einen Überblick über den Identitätsbegriff in der modernen Philosophie bietet R. W. Gödel, Die Lehre von der Identität in der deutschen Logik-Wissenschaft seit Lotze, Leipzig 1935. — Wichtig bei Bestimmung des Identitätsbegriffs sind vor allem zwei Punkte: *erstens* die Erkenntnis, daß jeder logische Gebrauch des Identitätsbegriffs einen *ontologischen* Sinn hat und in einem solchen gründet. Es gibt keinen logischen und keinen gültigen Gehalt, der nicht Sinngehalt eines Seienden wäre; logische Möglichkeit ist innere Seinsmöglichkeit, logische Prinzipien gründen in Seinsprinzipien; vgl. vom Verf.: Sein und Erkennen, Leipzig 1938, 92 f., 117—124, 334—338. Von wesentlicher Bedeutung ist *zweitens* die Einsicht, daß Identität zwar auch rein tautologisch als A ist A genommen werden kann, daß damit aber noch nicht die dem Seienden als solchem und darum jedem Begriff wesentliche *reale Identität in der formalen Verschie-*

aber in seiner Einheit notwendig eine Mehrheit und Verschiedenheit; es ist eine Vieleinheit; und das, wodurch die Verschiedenen in dem einen Seienden eins sind, ist die *Identität in der Verschiedenheit*. Identität besagt mithin ursprünglich und zutiefst eine *Beziehung formal Unterschiedener*³. Das ist grundsätzlich schon im Sinngehalt des Seienden als solchen und darum in ausnahmslos jedem Seienden enthalten⁴. Ohne Einheit besteht keine Sinnhaftigkeit und Be-

denheit gefaßt ist, die doch ihrerseits in jedem nicht tautologischen Urteil zum Ausdruck kommt. Wenn nur die rein tautologische Identität A ist A berücksichtigt wird und der ontologische Sinn, den auch jede rein logisch-formale Prädikation hat, unberücksichtigt bleibt, wird es begreiflich, wenn Sophisten, vor allem der Kyriker Antisthenes von Athen die Ansicht vertraten, man dürfe nicht sagen: der Mensch ist gut, sondern nur: „Mensch ist Mensch“, „gut ist gut“. Oder wenn *H. Lotze* es nicht anzuerkennen vermag, daß ein S, welches eben ein S „ist“, gleichzeitig auch ein P „ist“, und wenn er darum das übliche Urteilsschema S ist P als unhaltbar nachzuweisen und in *drei* Urteile aufzulösen sucht, nämlich in die Urteile: „S ist S“, „P ist P“ und — „S ist nicht P“; vgl. Gödel, a. a. O. 63 f., 99 f., 375.

³ „Numerische Identität“ ist rein formale (tautologische) Dieselbigkeit, die Übereinstimmung eines Einzelseienden mit sich selber; z. B. Gajus ist identisch mit sich selbst. „Spezifische Identität“ bedeutet die durch Abstraktion entstandene Einheit der Spezies gegenüber den numerisch verschiedenen Individuen; z. B. Gajus und Cäsar haben spezifisch dieselbe menschliche Natur. Der *ursprüngliche* Sinn der Identität: *Identität in der Verschiedenheit*, ist in der spezifischen und numerischen Identität in verschiedener Hinsicht erfüllt und logisch vorausgesetzt. In der spezifischen Einheit sind formal verschiedene Vollkommenheiten realidentisch; bei der numerischen Einheit sind Wesenheit und Individualität trotz ihrer formalen Verschiedenheit tatsächlich identisch.

⁴ Wie sind demnach *Wesenheit und Dasein* im kontingenterweise Daseienden unterschieden? Wesenheit und Dasein des Kontingenten sind nicht selbst Seiende, sondern innere, das Kontingente konstituierende Bestandteile, die gegeneinander seinsindifferent sind und sich in gegenseitiger, nicht unkehrbarer Korrelation und Abhängigkeit zur Einheit und Ganzheit des Kontingenten ergänzen. Sie sind vorgängig zum menschlichen Erkennen *sowohl unterschieden* — zwar nicht wie ein Seiendes von einem andern Seienden, sondern wie ein innerer konstitutiver Seinsbestandteil von dem andern ihn ergänzenden konstitutiven Seinsbestandteil — *wie auch identisch*, allerdings nicht innerlich notwendig, wohl aber rein tatsächlich identisch. Sie sind *in ihrer formalen Verschiedenheit rein tatsächlich identisch*. Man kann deshalb auch mit den Skotisten von einer *distinctio a parte rei formalis maior* sprechen. Die Streitfrage ist letzten Endes eine Frage nach dem Sinn des Seienden (bzw. Kontingenten) und der Identität. Entscheidend für ihre Beantwortung ist, daß die dem Seienden als solchem wesentliche innere Struktur und Gliederung berücksichtigt wird. Ohne deren Berücksichtigung läßt sich freilich weder der ursprüngliche Sinn der Identität, noch der Sinn der Seinsweisen, speziell der Seinsindifferenz und Kontingenz bestimmen.

greifbarkeit, aber ebensowohl ist die Unterschiedenheit in der Einheit der Sinnhaftigkeit wesentlich und logisch gefordert für die Begreifbarkeit. Ein ganz ungegliederter Seins- und Erkenntnisinhalt ist unmöglich; ein solcher böte dem Begreifen keinen Ansatzpunkt. Denken ist Im-Innern-der-Sache-lesen, λέγειν, Sammeln, Einigen, Binden und ohne den Korrelatbegriff der Sonderung nicht möglich. Es ist Einigung und Sonderung in innerer Durchdringung. Das „Ist“ des Urteils ist ein Bindewort und besagt entweder die innerlich notwendige oder die nur tatsächliche Identität der formal unterschiedenen Seinsbestimmungen. Jedes affirmative Urteil ist eine Identitätsaussage und enthält als solche wesentlich eine Identifizierung in der Unterscheidung⁵. Das Urteil ist darum notwendig dreigliedrig, ein Nachvollzug der in der Sache bestehenden Urteilung und Ur-einigung.

Angesichts der vorstehenden Erörterung erhebt sich die Frage: Ist „Identität in der Verschiedenheit“ nicht ein innerer Widerspruch, da „Verschiedenheit“ ja gerade „Nicht-Identität“ besagt?

Das Seiende als solches ist eines und enthält zugleich formal verschiedene konstitutive Elemente. Diese stehen aber nicht unverbunden nebeneinander, sondern sind realidentisch, die formal verschiedenen Vollkommenheiten Gottes sind innerlich notwendig identisch, die formal verschiedenen konstitutiven Bestandteile des ens contingens nur tatsächlich identisch. Durch die *reale Identität der formal verschiedenen Elemente* kommt mithin die *Vieleinheit* des Seienden zustande. Demnach ist der Satz: jedes Seiende ist eine Vieleinheit, eine Einheit unterschiedener Momente⁶, zwar richtig, doch sagt er nicht alles; er gibt nicht an, wodurch formal verschiedene Elemente die Vieleinheit des einen Seienden konstituieren. Das gerade erfolgt aber durch die reale Identität in der formalen Verschiedenheit. In dem Begriff „Identität in der Verschiedenheit“ verneint mithin die Verschiedenheit nicht die Identität, noch verneint umgekehrt die Identität die Verschiedenheit, vielmehr setzt die Identität die formale Verschiedenheit der konstitutiven Elemente geradezu logisch voraus und wäre ohne sie nicht möglich. Die Frage, ob „Identität in der Verschiedenheit“ nicht ein innerer Widerspruch sei, kann nur solange eindrucksvoll erscheinen, als Identität rein tautologisch als Übereinstimmung der Sache mit sich selber gefaßt wird. Dann wird man auch dem Existentialurteil: Gajus ist existent, die gezwungene Interpretation geben: Gajus ist „etwas wirklich Existierendes“. Dabei läßt man die Identitätsbeziehung zwischen Gajus und seinem Dasein unberücksichtigt, kann ihr aber auch so nicht ausweichen, da sie im Prädikat „etwas wirklich Existierendes“ notwendig wiederum enthalten ist. „Identität in der formalen Verschiedenheit“ ist kein innerer Widerspruch, sondern innere Wesenseigentümlichkeit des Seienden. Es leuchtet ein, daß der ursprüngliche Sinn der Identität für ausnahmslos alle Begriffe und Prinzipien bedeutsam und

⁵ Das negative Urteil verneint eine Identitätsbeziehung.

⁶ Nur bis zu diesem Satz hatte die frühere Abhandlung des Verf.: Sein, Wert und Ziel, in: PhJb 49 (1936) 466—486, die metaphysische Seinserschließung durchgeführt.

insbesondere bei der Definition der *distinctio realis* und *rationis* zu berücksichtigen ist. Die Philosophie betrachtet zwar auch die Vielheit der *Dinge* und ihr letztes Einheitsprinzip, in erster Linie aber die jedem Einzelding immanente Vieleinheit und ihre inneren und äußeren Prinzipien.

In der dem Seienden als solchem immanenten Identitätsbeziehung besteht notwendig eine Grund-Folge-Beziehung. Aus der Wesenheit *folgt logisch notwendig* die innere (logische) Möglichkeit, Fähigkeit oder Geeignetheit zu existieren (und bei Gott zugleich die aktuale Existenz). Die innere Möglichkeit ist eine *ontologische* Möglichkeit und eine *physische* Möglichkeit oder Fähigkeit *dann*, wenn alle äußeren Bedingungen zur Realisierung erfüllt sind. Im Seienden ferner, schärfer gesagt, mit Hervorhebung der dem Seienden wesentlichen Identitätsbeziehung zwischen *ens* und *actus entis*: im *actus entis* gründet die Unvereinbarkeit mit dem *contradictorium*. Der Ausschluß des kontradiktorischen Gegenteils ist die erste und ursprünglichste aus dem Seienden folgende Wesenseigentümlichkeit, das erste und ursprünglichste *proprium entis*. Das Widerspruchsprinzip besagt mithin ein logisch-ontologisches Grund-Folge-Verhältnis und zeigt dadurch seinen inneren Zusammenhang mit dem Prinzip des Grundes an⁷.

Im Bisherigen ist schon der Begriff der Ordnung mit-enthalten, ohne den eine geordnete metaphysische Seinserschließung überhaupt nicht möglich wäre. Das Seiende als solches weist Ordnung in verschiedenem Sinn auf. Zunächst *ordo*, als Beziehung oder Hinordnung des einen auf ein anderes, des einen inneren Seinsprinzips auf das andere. Dann logisch notwendigen Ordnungszusammenhang; die aufgewiesenen mit dem Seienden als solchem gegebenen Grund-Folge-Beziehungen sind logisch notwendige Ordnungsbeziehungen; sie schließen *Ursprung* ein, ein logisch-ontologisches *Früher* und *Später*. Diese sind aber Charaktere der Ordnung. Des weiteren hat das Seiende als solches die innere Ausrichtung auf das Dasein, als sein immanentes Ziel, sowie auf das Ziel des Daseins, auf das mit dem Wirk-

⁷ Selbstverständlich ist bei den ersten *Prinzipien* des Seins, den Prinzipien vom Widerspruch und Grund, die dem Seienden als solchem immanente Identitätsbeziehung zwischen *ens* und *actus entis* zu berücksichtigen. An anderer Stelle soll eingehender darüber gehandelt werden. Wesentliches hierzu findet sich bereits im Buch des Verf.: *Sein und Erkennen* 33 f., 45, 104–112, 114 f. — Die übliche Darstellung der ersten Prinzipien des Seins und Denkens läßt die dem Seienden als solchem immanente Struktur und Gliederung fast durchweg unberücksichtigt und kann darum nicht zum Erfolg führen.

lichsein gegebene und der Eigenart des Seienden entsprechende Wirken. Dieser letzte Gesichtspunkt wird bei Betrachtung der dem Seienden wesentlichen *Teleologie* näher erörtert werden. Notwendigerweise also ist Ordnung im Seienden, Ordnung, d. h. Vereinigung mehrerer zu einem gemeinsamen Ziel, dem Wirklichsein und dem der Eigenart des Seienden entsprechenden Wirken. Ordnung hat mithin, ebenso wie Beziehung, einen überkategorialen, transzendentalen, d. h. *jedem* Seienden zukommenden Sinn; und ist nach den beiden Grundcharakteren des Seienden entweder logische oder teleologische Ordnung, derart aber, daß die logische Ordnung notwendig auf die teleologische hingeordnet ist, wie sich uns noch ergeben wird. In dem Satz: *omne ens est verum* (intelligibile) et bonum, liegt zugleich: jedes Seiende ist innerlich logisch-teleologisch geordnet und aufgebaut. Ein völlig ordnungsloses Seiendes ist innerlich unmöglich. Außerhalb der Ordnung ist kein Sein. Ja, ohne den Begriff der Ordnung wäre die Ableitung der Transzendentalien nicht möglich. Deswegen steht aber der Begriff der Ordnung nicht *über* den transzendentalen Begriffen *unum, verum, bonum*, sondern ist, ebenso wie diese, in der logisch-teleologischen Struktur des Seienden enthalten. Relation, Unterschiedenheit und logisch-teleologisch einheitlicher Zusammenhang sind der Ordnung wesentlich. Weil der Ordnungsbegriff mit dem Seinsbegriff gegeben ist, dringt er in alle Begriffe ein, beherrscht er das ganze Denken, das ohne ihn nicht möglich ist. Das Denken soll geordnet sein und ist immer eine irgendwie geordnete und ordnende Tätigkeit. Jedes intelligere ist wesensmäßig eine ordinate intellegere. Eine apriorische Ordnung gibt es von *jedem* Seienden, weil jedes Seiende ein Wesen und in diesem gründende Sachverhalte hat⁸. Die Philosophie ist, wie jede Wissenschaft, notwendig auch Ordnungswissenschaft.

Bevor wir in der metaphysischen Seinserschließung weiterfahren, sei die erkenntniskritische Frage beantwortet: Wie erkennen wir den innerlich sinnvoll gegliederten Aufbau des Seienden als solchen?

Ein *unmittelbares* Erfassen des Intelligiblen in einem *reinen Denken*, das sich ohne irgendwelche Zuwendung zum Sinnfälligen vollzöge, ist uns Menschen unmöglich und findet sich auch nicht im abstraktesten Denken, weder bei den reinen Zahlbegriffen, noch bei den Begriffen der nichteuklidischen Geometrien⁹, noch beim ab-

⁸ Es gibt darum auch einen apriorischen *ordre du coeur* oder eine *logique du coeur* (Pascal, Scheler).

⁹ Die Zahlen drücken abstraktiv erfaßte Vielheitsverhältnisse des Seienden aus. In den nichteuklidischen Geometrien werden logisch notwendige Maß- und Größenverhältnisse rein als solche

strakten Seinsbegriff. Alle unsere Erkenntnisse gewinnen wir letztlich aus der Erfahrung, dadurch daß wir abstraktiv-intellektiv in einem wahrgenommenen oder vorgestellten sinnfälligen Gegenstand seinen inneren Sinn und Gehalt erfassen und von da aus an Hand der Beziehungen, in denen das Sinnfällige steht, zur Erkenntnis übersinnlicher Objekte fortschreiten¹⁰. Doch wird andererseits der abstrakte Seinsbegriff nicht ursprünglich durch *empirisch-induktive Vergleichung* einzelner Seiender gewonnen, dadurch daß ihr gemeinsamer Gehalt herausgehoben würde. Bei einem solchen Vergleich ist der Begriff des Seienden schon vorausgesetzt. Wenn ich mehrere als Seiende anspreche, weiß ich schon, was ein Seiendes ist. Ferner wird der Seinsbegriff nicht *rein definitorisch* festgelegt. Kein Begriff und kein Grundsatz wird rein definitorisch festgesetzt¹¹. Jede wahre Definition drückt einen Seinsgehalt aus, ist also zugleich eine *Erkenntnis*. Der abstrakte Seinsbegriff kann in seinem Gehalt und Aufbau auch nicht *deduktiv*, durch Entwicklung aus einem höheren Begriff gewonnen werden. Er selbst ist ja der logisch erste Begriff, der in allen andern enthalten ist als das Letzte, auf das alle Analyse zurückführt.

Der Seinsbegriff kann vielmehr nur *unmittelbar abstraktiv-intellektiv* gewonnen werden. Er wird *naturhaft* unmittelbar gewonnen, und an diesen naturhaft unmittelbar entstandenen Seinsbegriff schließt die philosophische Betrachtung an, die ihn reflex durchleuchtet, weiter ausbaut und seine Elemente und ihre Zusammenhänge herausstellt. Hierbei sind viele andere Grundfragen der Erkenntnistheorie und Metaphysik mitzuberocksichtigen. Die Grundbegriffe der Philosophie bilden eine innere Einheit mit einer unauflösbaren Korrelation. — Wenn wir hier über die in der scholastischen, speziell thomistischen Philosophie geläufige Definition: *ens est id, cui competit esse*, hinausgehen, so verlassen wir sie doch nicht, sondern entwickeln ausdrücklich das, was einschließlich in ihr enthalten ist. In der thomistischen Seinsdefinition stellt

und in Absehung von den andern Objektbestimmungen, mit denen sie in der Wirklichkeit realidentisch sind, untersucht. Die nicht-euklidischen Raumformen mit konstanter (oder variabler) negativer oder positiver Krümmung sind nichts anderes als bestimmte Raumformen *im* euklidischen Raum, die diesen also voraussetzen und nur mit Bezug auf ihn und seine Anschauungsgrundlage begreifbar sind. Die vier-, fünf- und n-dimensionalen „Räume“ bezeichnen rein *arithmetisch* konstruierte Größenverhältnisse, Zahlenmannigfaltigkeiten, die in ähnlicher Weise, wie die dreidimensionale euklidische Geometrie durch eine dreifache Zahlenmannigfaltigkeit ausgedrückt („abgebildet“) wird, rückwärts in eine geometrische Sprache übersetzt werden. Näheres siehe C. Nink, *Der Sinn der Mathematik*, in: *Schol* 14 (1939) 556—562.

¹⁰ Ein reines Denken gibt es nur in *dem* Sinne, als die Begründung eines Satzes allein durch Vergleichung der durch die Begriffe ausgedrückten Inhalte, ohne Zuhilfenahme der Erfahrung erfolgt. Die durch die Begriffe ausgedrückten Inhalte sind aber entweder unmittelbar oder mittelbar aus der Erfahrung gewonnen. Auch mathematische Wahrheiten lassen sich nur denken im Zusammenhang mit mathematischen Gegenständen.

¹¹ Auch nicht in der Mathematik; die mathematischen Definitionen und Grundsätze drücken abstraktiv herausgehobene Größenbestimmungen und -sachverhalte aus; vgl. vom Verf.: *Der Sinn der Mathematik*, a. a. O. 548—553.

sich die *eine* Seite, das definiendum: ens, nur als Einheit dar, während sich die *andere*, durch das „Ist“ als mit der ersten *identisch* bezeichnete Seite, das definiens: id, cui competit esse, als Vielheit darstellt¹². Den inneren Sinn, die Elemente dieser Vielheit und ihre Zusammenhänge hebt die metaphysische Seinserschließung heraus.

Die Identitätsbeziehung zwischen ens und actus entis, die dem Seienden als solchem wesentlich ist, trägt besondere Charakterzüge. Der actus entis, das Dasein, ist für das Seiende sowohl (erste) Vollendung und Vollkommenheit (actus primus et perfectio prima), immanentes Ziel seiner Wesenshinordnung und -eignung, wie auch Energeia, d. h. das, wodurch dem Seienden Kraft und Wirksamkeit zuteil wird. Alle Ordnung besagt darum eine doppelte Ausrichtung in innerer Durchdringung: Richtung auf ein Ziel, durch das die Vielheit erst ihre Einheit erhält, und Richtung auf naturentsprechendes, zielbestimmtes Wirken. Die dem Seienden wesentliche sinnvolle Ordnung ist *wert- und zielbestimmte Wirkordnung*. Das Ziel und Wozu der Sache ergibt sich aus ihrem Sinn und Wesen. Diese Seinscharaktere in ihrem Sinn und inneren Zusammenhang herauszustellen, ist das nächste Ziel unserer Betrachtung.

II. Wert- und Zielbestimmtheit, Zielstrebigkeit, Aktivität.

Die Existenz ist nicht bloß rein materiell Ziel oder Ende des Seienden, wie der Punkt Ziel oder Ende der Linie ist; die Linie ist nicht auf den Punkt als Ziel hingeeordnet. Das Seiende dagegen ist als solches auf das Dasein als seine (erste) Vollendung und sein immanentes Ziel hingeeordnet; es ist dadurch wert- und zielbestimmt, Aktträger, d. h. Wert- und Zielträger. Das Dasein ist dem Seienden angemessen, entsprechend, ein bonum entis. Das actu Seiende aber, dem das Streben und Wirken naturnotwendig folgt, strebt kraft seiner Naturhinordnung nach seinem Dasein als seiner (ersten) Vollendung und seinem immanenten Ziel und sucht im Dasein zu beharren. Jedes Wirklichseiende ist darum sowohl wertbezogen, wertgeöffnet, wertgeeignet, wie auch wertstrebend; es ist nicht bloß wert- und tendenzfähig, sondern auch *wirklich* wert- und zielstrebend. Und dieses Naturstreben ist *jedem* Wirklichseienden wesent-

¹² Die thomistische Seinsdefinition spricht mithin selbst nicht die Gleichheit, sondern die *Identität Unterschiedener* aus. Dasselbe tut die Suarezianische Definition: ens est id, quod potest existere; und überhaupt jede gültige Seinsdefinition. In der Formel $A=A$ wird der Identitätssatz zudem noch falsch geschrieben. Gleichheit ist nicht Identität, setzt sie aber logisch voraus.

lich. Es gibt nicht bloß organische, biologische Zielgerichtetheit und Zielstrebigkeit; Intentionalität ist nicht bloß eine Eigentümlichkeit des Bewußtseins, sondern der Strebecharakter kennzeichnet ausnahmslos jedes Wirklichseiende. Das Gute wird vom *Streben des Seienden* aus begriffen, mithin weder vom Sein allein noch vom Streben allein, sondern von *dem dem Wirklichseienden als solchem wesentlichen Streben* aus. Seiendes ohne sinnvollen Gehalt, ohne Wert und Ziel, Wirklichseiendes ohne Naturstreben ist demnach unmöglich. Darum führt von jedem Ding und Sachverhalt aus der Weg ins Philosophische, und zwar sowohl ins Logische wie ins Teleologische. Wie aber die Existenzfähigkeit sich aus der Essenz, der Sinnhaftigkeit, ergibt, so *folgt logisch notwendig* auch die Wert- und Zielhaftigkeit aus der Sinnhaftigkeit und ist absolut unzertrennlich mit ihr verbunden. Jede sinnvolle Einheit ist darum innerlich notwendig wert- und zielbezogen; nur die Abstraktion kann von dieser logisch notwendigen Folgebeziehung absehen. Ordnung ist notwendig wert- und zielbestimmt. Mechanische Ordnung und Gesetzmäßigkeit ist darum notwendig zugleich Zielgerichtetheit. Jede physisch-mechanische Verbindung ist innerlich notwendig eine zielgerichtete Verbindung. Die Wert- und Zielhaftigkeit ist mithin ihrem ursprünglichen Sinn nach keine Eigenschaft oder Qualität der Dinge, nichts Äußerliches an ihnen, sondern eine innere, aus ihrem Wesen folgende Eigentümlichkeit. Erst in *zweiter* Linie können dem Seienden, das in sich selber bereits konstituiert und dadurch in sich selber wert- und zielbestimmt ist, sowohl seine eigenen Eigenschaften und Beziehungen wie auch andere Dinge Werte und Ziele sein. Der Wert ist demnach nicht „*ens sui generis*, eine Wesenheit anderer Art“ (N. Hartmann), sondern Werthaft- oder Gutsein besagt ein *Verhältnis des ens*, und zwar ursprünglich und *zuerst* ein Verhältnis des ens zu *seinem actus*, derart, daß der actus die Erfüllung des ens ist (*bonitas absoluta*)¹³, *zweitens* ein Verhältnis eines ens zu *einem andern*. Des weiteren kann auch ein Seiendes eben wegen der ihm zukommenden Werthaftigkeit ein Wert genannt werden. Der Wert hat den Charakter des Ansichseins, er ist unabhängig vom Dafürhalten eines wertenden Subjekts. Auch das *bonum alteri* besteht *an sich* und ist darum per se unabhängig von der Schätzung eines Subjekts. Dadurch sind jedoch Liebhaberwerte nicht ausgeschlossen.

¹³ Der Wertcharakter erfüllt das Seiende; das Seiende ist ein Wertträger oder -subjekt, es ist wertvoll.

Das Seiende umschließt somit logischen Gehalt und Wert, Grund und Ziel. Einheitlich und sinnvoll ist es *im Hinblick* auf das Gute und das Ziel. Alles am Seienden ist auf den actus, das Gute und das Ziel hingeordnet¹⁴. Die Idee eines Dinges kann nur von seinem Ziel her, im Hinblick auf sein Ziel gefaßt werden. Darum sind die einzelnen Teile und Merkmale des Dinges nur im Hinblick auf sein Ziel möglich und notwendigerweise so zueinander angeordnet, angepaßt und ausgemessen, daß die Einheit des Zieles resultiert¹⁵. Die auf das Ziel des Seienden hingeordnete Idee bestimmt die Teile¹⁶. Darin liegt zugleich: das Ziel ist die erste Ursache; es bestimmt den inneren Aufbau des Dinges und ist das vom Urheber des Dinges Erstintendierte. Dieser muß seinerseits mit Intellekt begabt sein, weil er im Hinblick auf sein Ziel das Ding begründet und bildet. Ordnung zeigt Geist an. Die objektive Zielbestimmtheit ist finales Prinzip der Möglichkeit der Dinge. Das Seiende als solches ist somit logisch-teleologisch durchgegliedert. Die ihm wesentliche Vieleinheit ist eine logisch-teleologische Ord-

¹⁴ In diesem Sinn ist das esse „perfectio omnium perfectionum“ (S. Thomas, De pot. q. 7 a. 2 ad 9).

¹⁵ Der Begriff des *Maßes, mensura, commensuratio*, ist von dem des Seienden nicht zu trennen und jeder geordneten Einheit und Ganzheit, die eine Vielheit konstituierender Prinzipien oder Teile enthält, wesentlich. Ohne innere Anordnung, ohne sinnvolles, zielbestimmtes Angepaßt- und Ausgemessensein der Teile ist die Einheit der Idee und des Zieles nicht möglich. Nicht bloß ein aus Dingen bestehendes Ordnungsganzes verlangt das Angepaßtsein der Teile zum einheitlichen Ziel des Ganzen, vielmehr müssen auch in der sinnvollen Zieleinheit eines *jeden* Seienden die inneren, das Seiende konstituierenden Bestandteile sinnvoll und zielbestimmt aufeinander ausgemessen sein. Demnach ist nicht allein der mathematische Maßbegriff, Maß im Sinne der Größenbestimmung, dem Seienden als solchem innerlich, sondern Maßbestimmung *ganz allgemein im logisch-teleologischen Sinn*, als sinnvolles, zielgerichtetes Ausgemessensein der Teile für das Ziel des Ganzen.

¹⁶ Hieraus ergibt sich der berühmte aristotelische Satz: „*Das Ganze ist früher als der Teil*“, vor dem Teil (Aristoteles, Polit. I, 1253 a 20; vgl. De anima II, 415 a 26), und zwar nach den Grundcharakteren des Seienden sowohl logisch wie auch teleologisch; *logisch*, denn nur aus der Idee des Ganzen erhält der Teil seinen Sinn; *teleologisch*, denn das Ziel des Ganzen bestimmt die Form und Verbindung der Teile. Der vieldiskutierte aristotelische Satz ist mithin analytisch und folgt aus dem logisch-teleologischen Sinn, den jede Ganzheit notwendigerweise hat. Das „früher“ und „vor“ haben einen logisch-teleologischen Sinn. — Wenn ferner auch das gegenseitige Verhältnis der metaphysischen und physischen Teile eines geordneten Ganzen berücksichtigt wird, so ergibt sich der Satz: in einem geordneten Ganzen ist ein jeder Teil *durch* alle übrigen da und existiert *um der andern und des Ganzen willen*; vgl. Kant, Kritik der Urteilskraft § 65, A 288.

nungseinheit. Und wie jedes Einzelding nur möglich ist durch eine auf das Ziel hinblickende Ursache, so ist ein reales Ganzes der Natur nicht bloß anzusehen als Wirkung der konkurrierenden bewegenden Kräfte der Teile, wie Kant in der Kritik der teleologischen Urteilskraft sagt, sondern die einheitliche geordnete Wirkung der zusammenwirkenden Teilkräfte kann nur zustande kommen durch eine Intelligenz, die das Wirken der Teile auf ein gemeinsames Ziel hinordnet. Der durchgängige Zusammenhang in der Erfahrung ist nur möglich durch einen zielsetzenden Geist.

Weil das Seiende einen sinnvollen Gehalt hat, ist es erkennbar und kann es sich seinem Erkanntwerden nicht widersetzen. Erkennbar aber ist jedes Seiende insoweit, als es *ist*. Durch das *esse*, mithin durch den Wertcharakter und die Zielbestimmung ist das Seiende erkennbar. Durch den Wert- und Zielcharakter wird also das *Erkennen* erst möglich, und dieses ist seinerseits ein Erfassen der Sinnhaftigkeit sowie des daraus folgenden Wert- und Zielcharakters des Seienden und hat die Anerkennung dieses Wert- und Zielcharakters naturnotwendig zur Folge; es ist ein Ja-sagen zum Wert und Ziel des Seienden; Wert und Ziel werden als bestimmende Macht anerkannt. Wir *nehmen Stellung* zu wahr und falsch, umfassen und lieben das Wahre als Wert des Geistes und lehnen das Falsche als Unwert ab. Seinserkenntnis und Werterkenntnis sind nicht voneinander zu trennen, weil Sein und Wert nicht voneinander zu trennen sind. — Alles *Wollen* setzt Werten voraus. Darum geht der Wille immer auf das Singuläre, weil der Wert mit dem *actus* gegeben ist, der *actus* aber die Singularität voraussetzt. Streben geht immer auf ein Ziel. Ziel ist aber immer ein *actus*. — Der Wertcharakter des Seienden setzt die Intelligibilität voraus; er ist zwar auch rational erfaßbar, aber darüber hinaus wird er mit dem Willen *erstrebt, ersehnt, geliebt*. Nicht alles also am Seienden ist auf unser Erkennen abstimmbar. Liebe, Eros, Streben sind zwar in ihrem Grund und Ziel bestimmbar, doch nicht restlos erkenntnismäßig zu fassen. Der *Liebe* zum Wert kommt eine eigenartige Tiefe und Innerlichkeit zu, die der Erkenntnis als solcher fehlt. Die Definition, der Begriff der Liebe und des Strebens ist nicht selber Liebe und Streben. — Das Seiende ist sinnhaft und werthaft, darum nicht bloß denk-, sondern auch willensbestimmt. Der reine Rationalismus und Idealismus, die alle Seinsbestimmtheiten in Denkbestimmungen auflösen wollen, können dem Seienden in seiner Ganzheit nicht gerecht werden. — Das *verum* ist auf das *bonum*

hingeeordnet. Logischer Gehalt ist notwendig wert- und zielbestimmter Gehalt. Darum ist nicht die *Einheit* letztes Ziel alles Denkens und Wollens, wie die Marburger Schule, besonders H. Cohen, wollte, sondern die *Gutheit*, der *Wert*, die *Tat*. Der Lebenssinn ist die *Vollendung* der Persönlichkeit. Die Wertlehre ist innerlich notwendig *teleologisch*. Das Mittelalter unterscheidet, trennt aber nicht, gewinnt einem und demselben Sein zwei verschiedene Seiten ab, stellt aber nicht verschiedene Reiche einander gegenüber. Die Trennung von Sein und Wert ist ein Ausfluß und Erbstück Kantischer Tradition.

Die dem Seienden wesentliche logisch-teleologische Ordnung ist innerlich notwendig zugleich *dynamische Ordnung*, so daß die wirkliche Seinsordnung logisch-teleologisch-dynamisch ist. Aus der (spezifisch und individuell bestimmten) Natur der Dinge ergeben sich die Möglichkeit, Fähigkeit und Naturbestimmung, in (spezifisch und individuell) bestimmter Weise zu *wirken*. Die Dinge existieren nicht nur, um zu sein, sondern um ihrer Eigenart entsprechend tätig zu sein. Das Seiende hat mithin in seinem Daseinsakt nicht bloß sein immanentes Ziel, sondern auch selbst wiederum ein *Prinzip*, einen *Grund*, und zwar in verschiedenem Sinn: erstens den Grund, mit dem der Ausschluß des contradictorium gegeben ist, wie wir schon sahen, und zweitens das Prinzip des Wirkens; derart, daß beim Kontingenten Wirkfähigkeit und Wirkdrang innerlich notwendig mit dem Wirklichsein gegeben sind und das aktuelle Wirken mit Naturnotwendigkeit erfolgt. Die Identitätsbeziehung zwischen *ens* und *actus entis* aber, die dem Seienden als solchem wesentlich ist, findet sich notwendigerweise auch zwischen dem Seienden und seinem Wirken, das beim *ens contingens actus secundus* ist.

Der dynamische Charakter des Seienden ist in seiner Eigenart und seiner Beziehung zur Sinnhaftigkeit, Wert- und Zielbestimmtheit herauszustellen.

Die Ordnung im Seienden zielt wesensmäßig auf das Wirken. Ordnung enthält ein *teleologisch-dynamisches* Element, weil das *Seiende* ein solches enthält. Das Wesen, der Sinngehalt des Seienden ist mithin der einheitliche immanente *Grund* der Fähigkeiten und Eigenschaften, der Grund, welcher Natur und Ziel des Wirkens bestimmt. Logos, Telos und Energieia sind im Seienden unzertrennlich verbunden. Die Aktivität ist die sinnvoll naturhaft bestimmte und erstrebte Vollkommenheit, Vollendung des Logos. Das *ens a*

se ist wesenhaft Tätigsein, das ens contingens *vollendet sich* in seinem Wirken seiner Natur und Bestimmung gemäß; es ist noch nicht seine vollkommene Vollendung, sondern kann sie nur in seinem naturbestimmten und naturgemäßen Wirken finden. Jedes Seiende ist somit in seinem Wesen geprägt *im Hinblick auf seine Bestimmung, das seiner Natur entsprechende Wirken*. Das Wirken ist also nicht metaphysisches Wesen des Seienden. Vielmehr ergibt sich schon bei Gott das Dasein und Tätigsein aus seinem Wesen und ist als innerlich notwendige Folge von dem Wesen sowohl unvollkommen unterschieden wie zugleich innerlich notwendig identisch mit ihm. Bei den Geschöpfen dagegen ergeben sich Daseins- und Wirkfähigkeit, Daseins- und Wirkdrang aus ihrem Wesen, und ihr aktuelles Wirken folgt naturnotwendig ihrem Dasein. Doch offenbart ihr Wirken ihre Innerlichkeit und Kraft. Weil das Wesen eines Seienden Grund seiner Wirk- und Leidensfähigkeit ist, kann ein Seiendes nur diejenigen Wirkungen hervorbringen und aufnehmen, zu denen es seiner Natur nach befähigt ist. Jedes Seiende trägt mithin in seiner Natur das Gesetz seines Wirkens und Erscheinens. Die Eiche und der Löwe wachsen in je eigener Weise, indem sie die von außen ankommenden Eindrücke nach ihrer eigenen Natur gestalten und sich eingliedern. Die Leucht- und Sehkraft unserer Vernunft ist vom *Sein* unserer Person abhängig. Der Geist nimmt seiner Eigenart entsprechend die vom Erkannten empfangenen Eindrücke auf. Die photographische Platte stellt in ihrer Weise die Landschaft dar, die sich ihr einprägt. Der Stein reagiert seiner Natur entsprechend auf die Sonnenstrahlen, die ihn erwärmen. Wesentlich anders ist die Erkenntnis des Tieres als die des Menschen, wieder anders die des leibverbundenen Menschengeistes als die eines reinen Geistes. Entsprechendes gilt von der Wirk- und Aufnahmefähigkeit, dem Wirk- und Aufnahmestreiben eines jeden Seienden. Die Natur zeichnet die spezifische Beschaffenheit des Tuns und Erleidens vor.

Die naturhafte Hinordnung des Seienden auf das seinem Wesen entsprechende Wirklichsein und Wirken ist als aus dem Wesen sich ergebende Eigentümlichkeit ausnahmslos jedem Seienden immanent. Sie ist beim Wirklichseienden immer ein *aktives Zielstreben*; doch *abstrahiert* die rein formale Betrachtung vom aktiven Charakter dieses Strebens und spricht daher von *Naturhinordnung* oder *-beziehung*. Dieses naturhafte Zielstreben ist innerlich notwendig ein *Wertstreben*, und zwar beim Kontingenten ein *Vervollkommnungs- und Höherstreben*. Denn es geht auf das dem Wesen

entsprechende Wirklichkeit und Wirken, und zwar auf das Wirken als Entwicklung und Vollendung des Wirklichseins¹⁷. Alles Seiende strebt mithin nicht bloß nach Erhaltung schon vorhandener Werte, sondern ebenso sehr auch nach Schaffung neuer Werte.

Der Mensch insbesondere ist nicht bloß Verwalter schon bestehender Werte, sondern auch Urheber von Werten, die erst durch ihn hervorgebracht werden. Er erkennt nicht bloß Ordnung, sondern schafft auch Ordnung. Er verneint nicht großes, edles Menschentum, sondern bejaht, erstrebt und verwirklicht es. Zumeist aber strebt er kraft seiner geistigen Natur nach Erhöhung und Vollendung seines Seins. Das ganze Erkenntnis- und Willensstreben ist ein Ausfluß des *Naturstrebens der Seele*. Die Kraft der Seele, ihres Erkenntnis- und Liebesdranges wirkt in der Kraft des Verstandes und Willens; sie ist das Lebendigste und Drängendste, der tragende Grund der Fähigkeiten, der immanente Grund für Sein, Leben, Verstehen und Wollen des Menschen. Die *Seele* und ihr *Naturstreben* (Eros), nicht der Verstand, hat also die *Priorität* auch im Erkennen und deshalb auch im Wollen. Jede Erkenntnis und jedes Streben ist nicht nur im Objekt, sondern auch im Subjekt grundgelegt und entspricht seiner Natur. Durch diese Lehre wird aber nicht das ganze Vernunftleben auf eine irrationale Willensbasis gestellt. Sondern das Wahrheits- und Wertstreben ist ein der *vernünftigen* Natur entsprechendes Streben. Das Höchste der Seele ist ihre Vernunftbegabtheit.

Auf Grund vorstehender Erörterungen läßt sich nunmehr die Frage beantworten: Ist das Seiende als solches in seinem Grund statisch oder dynamisch?

Das Seiende ist sowohl statisch wie auch dynamisch in innerlich notwendiger Verbindung, und nichts, kein Teilchen gibt es in ihm, das nur eines von beiden, nur statisch oder nur dynamisch wäre. Aber in dem statisch-dynamischen Seienden ist der *Grund statisch*. Weil das Seiende *etwas ist*, kann es streben, wirken, erscheinen. Dabei bildet aber der statische Grund nicht einen Bereich für sich, der von einem andern, dem dynamischen, abgetrennt wäre, sondern *in dem*

¹⁷ Die Alten nannten dieses jedem Seienden innewohnende Naturstreben „*appetitus naturalis*“. Thomas von Aquin deutet bei dem Schriftwort: „*omnia in mensura, numero et pondere disposuisti*“ (Sap 11, 20), den Ausdruck „*pondus*“ als *inclinatio*: das Sichhinneigen, Hinstreben eines jeden Seienden zu dem, was ihm angemessen ist; ein Abgewogensein der Teile untereinander und ein Ausgewogensein zum Wohle des Ganzen. Ähnlich Augustinus und Albert der Große; vgl. *H. Krings*, *Ordo*, Halle 1941, 103 f.

Seienden, das innerlich notwendig sowohl statisch wie dynamisch in innerlich notwendigem Zusammenhang ist, *ergibt sich* die Strebe- und Wirkfähigkeit aus der Sinnhaftigkeit, so daß beide wie Grund und logische Folge unterschieden sind. Das Seiende läßt darum sowohl eine statische wie eine dynamische Betrachtungsweise zu, sowohl die Frage nach dem Grund (Ursprung) wie die Frage nach dem Ziel. Das Ontologische ist logisch-teleologisch-dynamisch in innerer Verbindung. Sinnhaftigkeit, Wert-, Zielbestimmtheit und Aktivität bilden den tiefsten und letzten Zusammenhang im Seienden und darum auch im wahren und geordneten Denken. Die mit dem Seienden als solchem logisch notwendig gegebenen Zusammenhänge sind in sich selber immer logisch-teleologisch-dynamisch. Doch kann der abstrahierende menschliche Verstand den einen oder andern Charakter für sich allein betrachten und von den andern innerlich notwendig damit verbundenen absehen.

Das Kontigente ist darum weder allein Ruhe (*στάσις*) noch allein Bewegung (*κίνησις*), sondern hat wesensmäßig sowohl statische, unveränderliche, wie auch veränderliche Sachverhalte. Sachverhalt besagt eine Beziehung, ein Verhalten, *habitus* der Sache, die *Identitätsbeziehung* zwischen der Sache und dem, *was sie* entweder innerlich notwendigerweise oder nur tatsächlich *ist*, zwischen der Sache und der Art, *wie sie sich verhält*¹⁸. Ein „nur Werdendes“ oder „nur Fließendes“ ist unmöglich. *Etwas* wird und *etwas* fließt, und daß *etwas werdend* oder *fließend ist*, diese Identitätsbeziehung besteht oder besteht nicht und kann nicht selber werden, fließen oder sich verändern. Weil auch die veränderlichen Dinge unveränderliche Sachverhalte haben, kann die Wissenschaft dem Wechsel und Wandel bleibende Wahrheiten abringen. Weil das Seiende auch der eindringenden metaphysischen Erkenntnis immer wieder tiefere logische und teleologische Sachverhalte und Zusammenhänge enthüllt, kann die Philosophie endlos vorwärtseilen. Weil der Mensch naturhaft weiterstrebt, geht die Wissenschaft pauselos weiter. In ihrem ersten und tiefsten Begriff findet die Metaphysik ihre wichtigsten Grundbegriffe beschlossen in innerer Ordnung¹⁹.

¹⁸ Das deutsche Wort „Sachverhalt“ und das lateinische „habitus“ zeigen die der Sache immanente Identitätsbeziehung an.

¹⁹ Eng verknüpft mit dem Inhalt der vorstehenden Abhandlung ist die erkenntniskritische Frage, welches die letzte Wahrheitsgrundlage sei, ob Wertglaube oder rationale Seinserkenntnis oder aber beides innerlich vereinigt. Darüber wird ein weiterer Beitrag handeln.